

feien noch wenigen nichtfolgenden Worten das einzige Ergebnis hundertjährigen Strebens.

In den letzten Wochen wurde das pädagogische Problem des Ferienbüchchens sogar in der Öffentlichkeit erörtert und namentlich „Dahls Chronik“ gewährt in ihren Spalten der Diskussion dieses Themas breiten Raum. Ein älterer Schulmann führte aus, daß das Buchchen, wenn es nicht unter Heilige Hände gefaßt werde, sich leicht der Intelligenz des Kindes anpassen dürfe, es werde manchmal nur ein trodenes, aber vielleicht von mehr Aufmerksamkeit gewandtes Maß für verschiedene kleinerer Gebrauchsgegenstände bilden, in anderen Fällen aber schon weitere ausgreifende Einkleidungen, die mit Amateurphotographien oder Illustrationen, die es sein können, enthalten. Je nach Gestaltbarkeit und Reichthum werde sich die Zugewandtheit dieser oder jener Art zuwenden. Demgegenüber erklärten wieder andere Schulmänner, das Sommerbuch sei eine veraltete ideologische Einrichtung, es erhalte in der Mehrzahl der Fälle nur etliche selbe und ungelente Phrasen, wimmle von allerlei angelegenen Schönenreden und habe gar keinen praktischen Wert. Zahlreiche Kritiken hätten diese Meinung längst abgelehnt und ihren Vorschlag damit eine oft recht unerwartliche Würde abgenommen. Zu dem Thema äußerten sich auch zahlreiche Nichtfachleute. So schrieb der Direktor eines großen Betriebes in Werninghausen unter anderem: „Nicht heute denke ich mit Schaudern an die qualvollen Stunden, die ich der Abfassung meines Tagebuchs widmen mußte; ich war nun einmal keine nachdenkliche Natur und der tatsächliche Weg bei einer Tennispause oder einer Auerregatta gelang mir viel leichter als nur die einfache Schilderung eines solchen Unternehmens. Hätte ich nicht die und da ein mittelalterlicher Dicht meiner erdarmt und mir gewöhnlich einige Zeilen diktieren, ich hätte am Ende der Ferien kaum etwas Schriftliches aufweisen können, obwohl ich stündlich beim Wechseltunnen weiter gekommen war und bei der Selbstherrlichkeit von Anderen überaus bedeutende Beweise geleistet hätte.“ Andere Väter wieder berichtigten, daß sie in ihren Tagbüchern aus der Jugendzeit noch heute mit Wohlgefallen blättern und einige einfache Sätze von damals anführen, um die lebhaftesten Erinnerungen hervorzurufen. Es gebe eben, heißt es in der Zeitschrift, mit den höchsten Tagbüchern wie mit so vielen anderen pädagogischen Einrichtungen, ihr Wert oder Unwert nicht sich nach der Art der praktischen Durchföhrung.

Lunte Zeitung.

Das Compagnon-Demsel. Aus einem Lebenslauf, den Richard Demsel bei Ablegung seiner Meisterschaft der Brauereigewerkschaft am päpstlichen Gymnasium in Danzig eingereicht hat, und aus dem die „Hefenblätter Monatshefte“ eine Reihe interessanter Einzelheiten wiedergeben, erzählt man sich, mit nicht unbedeutender Hingabe sich der Dichter schon als Schmarfänger der Literatur widmete. „Die deutsche Literatur“, so berichtete damals Demsel, „beherzichte ich soweit, als es eigentlich von jedem gebildeten Menschen verlangt wurde. Ich habe unsere Klassiker, die profanischen wie die poetischen zum bei weitem größten Teil gelesen und verstanden, auch mit den bedeutendsten Ergebnissen der romantischen und der neuesten Dichterschule bin ich vertraut, das heißt, daß ich von den Dichtungen des Mittelalters und der Uebergeperiode beherrscht.“ Neben der heimischen Literatur hatte er aber eine besondere Vorliebe für fremde, besonders die des Orients. „Den größten Teil des indischen Literaturwissens habe ich in mich aufgenommen, seine tiefsten Geheimnisse, seine herausragenden Epiken, seiner romantischen Dramen, die chinesischen Singspiele, Legenden und Schauspiele habe ich gelesen, die arabische Lyrik, die ägyptischen Hapshoden.“

Warum Moser Luppischdichter wurde. Man sagt zwar, daß Dichter geboren werden und ihren Beruf schon sehr erkennen; aber immer scheint das nicht zu stimmen. Jedenfalls ist einer der erfolgreichsten deutschen Buchspielautoren, Gustav von Moser, nur deshalb auf den Gedanken gekommen, Bücher zu schreiben, weil er die Kleinigkeit von 200 000 Mark Schulden aus seinem lustigen Leutnantsleben hatte. Er hat dann freilich mit seiner Feder noch sehr viel mehr verdient.

Aus den „legenden Blättern“. Der fehlende Sprößling. „So geht's, wenn man immer aufschneidet! Da hat der Herrster aus Wöllingen, die ihm seine Frau geschenkt hat, Drillinge gemacht; jetzt soll er bei der Polizei nachweisen, wo das Dritte geblieben ist.“ — Die Sachverständige.

Kyan: „Sie geben wohl auf unsere Kruppe recht acht, Koya, es sind lauter Antiquitäten.“ — Zimmermädchen: „Hab's schon gesehen, d' Fahrkarten auch.“ — Schuchhaft. Wälder: „Haben Sie noch etwas zu bemerken?“ — Beurlaubter Heiratsfähndler: „Ja wohl; die Zugfrauen erwarten mich draußen — ich bitte deshalb um sofortige Verabstung.“ — Das kleinere Knebel. „Ist hier auch die Maus- und Klauenfänge, Herr Bürgermeister?“ — „Dös net, aber an Hausen Sommerfischler hab'n wir.“

Literatur.

„Die Hausfischerin.“ Roman von Abelsch Webee. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Das Buch führt uns in die Tage der großen, französischen Revolution. Das Königtum ist mit seinem letzten Träger gefallen. Die junge Republik hat im Direktorium ihre Regierung erhalten, die Emigranten dürfen wiederkehren. Aus der Marquis de Voltaire und seine Frau Gemahlin hatten nun ihren Einzug in Paris, nachdem sie ein entzündendes Liebesidyll im „Hausfischerin“ erlebt haben. Dort, in der weltverödenen Stille des Schwarzwaldes, hatte der Marquis die schöne Kathrin vom Egghof kennengelernt und zur Lebensgefährtin erwählt. Das warmherzige Naturkind bewahrt sich die reinen Anklänge der Liebe und Mütterlichkeit auch in den Wirrnissen des Pariser Lebens. In jenem Paris des Direktoriums, in dem wir die Erscheinungen unserer Gegenwart wiederfinden: Kleinhäufig aus dem Dunkel emporgeworfene Gewalten, denen eine überreiche Kultur weichen mußte, eine Umwertung von Idealen, die Alles preisgibt, ohne noch mit dem Neuen verwaschen zu sein. Die erblitterten Gegensätze unserer Zeit leben vor uns auf, doch nicht als ein unvollendetes Bruchstück des Weltgeschehens, sondern als ein Ganzes, dessen Werden, Wachsen und Ausflügen wir überblicken können.

Leo Berus, „Der Marquis de Voltaire.“ Roman. Erstes bis zehntes Tausend. Titel, Umschlag- und Einbandgestaltung von Wilhelm Schütz. Verlag von Albert Langen in München.

„Der Marquis de Voltaire“ ist eine der feinsten Geschichten, die jemals geschrieben wurden. Es dürfte kaum einen Autor geben, der sie spannender hätte schreiben können als Leo Berus. Wie er das Wohlgefallen mit dem Wirklichen, das Wohlgefallen mit dem Grausamsten zusammen zu verknüpfen und dennoch der inneren Logik und tiefsten Bedeutung nicht entbehrende Art verbindet, müssen wir an seinem neuen Roman ebenso sehr bewundern, wie die kunstvolle Avengeschlossene Komposition. Leo Berus hat in seinem neuen Buch ein Meisterwerk auf dem Gebiet des phantastischen Abenteuerromans geschaffen, gleich stark an dichterischer Großartigkeit und Hervorragendheit der Phantasie, wie an Konvention; das Ausmaß und Gehalt der Anschaulichkeit. Ein wahrhaft bewunderndes Werk, das Aufsehen erregen und ungezählte dankbare Leser finden muß.

Terzinen in Waffen. Unpolitische Dichtungen. Von August Sturm. Verlag Wenzel und Klauwell, Rangenhalle 1920.

Die Gedichte von August Sturm sind temperamentvolle, von vaterländischem Geist getragene Verse, die in tiefem Schmerz über das gemordete Deutschland von heute mit heftiger Sehnsucht eine bessere Zukunft erhoffen. In seiner glühenden Liebe findet der Dichter harte Worte gegen die Lagen, Gleichgültigen, Völlisten. Seine Verwunderung für die Heiden, die der Waffe und die des Gefehes, heidet er in jauchzende Worte.

Auslandsforderung, Auslandsdank und Abrechnung nach dem Friedensvertrage und dem Reichsanzeigergehe. Statistisch dargestellt und erläutert von J. Heinzmann, Staatsanwalt, Berlin, und Gerhard Meyer, Beamter der Bank für Handel und Industrie, Berlin. — Industrie-Verlag Spacht und Binde, Buchhandlung für Rechtswissenschaft und Steuerliteratur, Berlin G. 2.

Internum Hamoth. Die Geschichte einer Kindheit in Tirol. Von Paul Kainer. „Mila.“ Wiener Literaturische Anstalt, G. m. b. H. Wien-Berlin.

E. Maria. Tiefengold. Kulturroman aus Oberschlesien. Verlag Stadtverlag, Breslau 1.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., G. Str. Ulrichstr. 68

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Ne. 188

Mittwoch, den 25. August

1920

Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von Karl Hofner.

(14. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Und Sidney Jones fuhr fort: Nun sehen Sie, Herr Plant, ich will Sie um Ihre Hilfe bitten, da muß ich offen zu Ihnen sein. Ich ahnte so etwas — und habe mir daher, Ehe ich ging, ein paar kleine Wertgegenstände gemacht: Die Stellung des Korbes, die Lage der Zettel — und noch einige Scherze dieser Art. — Wie ist das bagunam, bereit zu ahnen? Er lächelte jetzt wiederum ein wenig und bildete seine langen nageren Finger an. „Ich bin misstrauisch von Natur — und dann — ich möchte Ihnen nicht naheketren —: aber unser Wien ist doch recht unheimlich geworden. Die Zeitungen sind voll von den Verlehten über kühn durchgeführte Verbrechen, die Polizei scheint diesen Uebergräben der bösen Elemente nicht mehr gewachsen zu sein. Man ist ja wahrhaft seines Eigentums nicht mehr sicher — kein Mensch kann den andern mehr trauen. — Denken Sie selbst: vor vierzehn Tagen jagten Sie mir, daß sogar eine meiner Schöler, ein junger Mann, der hier auf diesem Einzug gefessen hat, den Sie jetzt innehaben, Anteil an einem Einbruch hat! — Und dazu kam, daß heute vormittag ein Mann hier war, der mir verdächtig schien —“

Ein Vogelstanz? Ein Weiler? Nein, io meine ich das nicht; der Mann war Staatsbeamter — Steuerbote, und er ist unähnlich und steht der Sache fern — das weiß ich jetzt.

So —? Ich ahme erleichtert auf. Ja, denken Sie, io nach neun Uhr war dieser Mann bei mir und brachte mit einer Vorladung, die mich für zwölf Uhr auf das Steueramt berief. Da war ich misstrauisch — denn wie gesagt: was kommt nicht alles vor! Da dringen in dem einen Halle die Gauner als Infalltaure in die Wohnung, dort kommen sie als Telephonbeamte, als Briefträger — und was weiß ich, in wieviel anderen Masken! Der Termin für die Ladung ist mir kurz, und eines Rückstandes in der Steuerzahlung war ich nicht bewußt —. Ich fürchtete, das Ganze sei nur darauf angelegt, mich zum Fortgehen zu veranlassen, um meine Abwesenheit zu einem Einbruch zu benutzen! Und in dem Misstrauen — ich gebe zu, daß es vielleicht übertrieben war — dachte ich mir: zeichne den Mann! Mache dir ein Merkzeichen an ihm, io daß du ihn später unbedingt identifizieren kannst — dann folge ruhig der Ladung auf die Steuerbehörde; falls aber diese Vorladung sich dort als Finte erweisen sollte, sohe io schnell wie möglich zurück — ertappe ihn auf selber Tat und übergib ihn dann der Polizei! — Nun, ich sagte Ihnen schon, der Mann kommt nicht in Betracht — ich wurde auf dem Steueramt in der Tat erwartet. Leider aber hielt man mich dort recht lange hin — inzwischen aber ist ein Eindringling bei mir gewesen.

Haben Sie einen bestimmten Verdacht gegen eine Person? lästet? fragte ich, nur um etwas zu sagen, und die Pause, die engereten war, nicht allzulang werden zu lassen.

Sidney Jones, der sich wiederum lehnsaft für seine Finger-nägel interessiert hatte, schien die Frage zu überdenken. Aber plötzlich lächelte er dann kurz auf und sah mich voll an.

Nebrigens — auf was für Ideen man nicht kommt! — ganz originell, wie ich mir da den Steuerontel gesehnet habe. Er griff nach einem Blechfäßchen, das auf dem Schreibtische stand, und öffnete; es enthielt ein Stempelfaßchen und einen Namenstempel. Das ist unanstößliche Stempelfarbe — un-

anstößlich — mal — drei oder vier Wafungen wird sie etwa überdauern. Ich habe nun ein Zehntelstüch genommen, habe es auf das Rissen gepreßt und dann mit der farbigen Seite nach unten dem guten Manne als Trinkgeld in die Hand gedrückt. So etwa —

Das Herz begann mir mit einem Male wie rasend zu schlagen. Ein violetter Farbenfleck, den ich beim Ausgehen der Uniform eines Steuerboten und später, als ich mir die Hände wusch, an meiner Hand bemerkt hatte, ohne ihn aber im Drange meiner Gedanken viel zu beachten, fiel mir ein. Unwillkürlich zuckte ich jetzt mit dem Arm zurück. Aber da hatte Sidney Jones auch schon meine Hand ergriffen — sah den Fleck, der, nur ein wenig heller geworden, immer noch an meinem Handteller sah, bildete dann scheinbar ganz verbucht auf mich und begann endlich laut und anhaltend zu lachen. Aber etwas Schönlüches, höfentlich Spottendes lag in diesem grollen Lachen und in dem Bild seiner triumphierenden Augen, und das alles traf mich wie Pfeilschniehe.

Die feststimmenden Redensarten, die Sidney Jones vor sich hin gemurmelt hatte, während ich in der Masse des Steuerboten vor ihm gestanden, und die ich erst für die Verkörperung eines transthaften Gefühns genommen hatte, fielen mir jäh aufs neue ein. Es war mir in dem Augenblicke klar, daß nicht ich ihn, daß er mich überlistet hatte, daß er wohl wußte, daß er nur sein überlegen höfliches Spiel mit mir getrieben hatte und weiter mit mir treiben wollte.

Schon wollte ich aufstehen, um diesen für mich unwürdigen Zwiesgespräch ein rasches Ende zu machen, um diesem Mann hier, in dem ich nach dieser Probe seiner Förschlagenheit erst recht einen ganz gefährlichen Burgen sah, in klaren Worten die Wahrheit zu sagen, da zwang ich mich doch wiederum zur Ruhe nieder. Und während ich bei aller inneren Erregung mich zu sammeln suchte und meine Gedanken nach einem Mittel rangen, dem Mann auf irgend eine Weise beluommen, sprach er auch schon wieder: Was sagen Sie jetzt, Herr Plant? Gibt es nicht doch noch Zufälle auf dieser Welt? Da steht man es doch wieder einmal klar, was auf bereit Beweise zu geben ist! Könnte ich jetzt nicht dreist und ohne weiteres behaupten, Sie und der Steuerontel und — wenn ich nicht zu misstrauisch gewesen bin — auch dieser seltsame Einflüsterer wären ein und dieselbe Person? — Ich tue das natürlich nicht, schon darum nicht, weil ich — er lächelte mich höflich an — von Ihnen, der Sie ja als ganz herorragernd auf Ihrem Gebiete gelten, doch nicht glauben mag, daß Sie auf diesen plumpen Streich mit meiner Stempelfarbe hereingefallen wären — wenn Sie infognito mit und meiner Wohnung Ihren freundlichen Besuch hätte anstatten wollen. Nein — nein, für io talentlos halte ich Sie nicht — denn wenn Sie's, dann könnte Ihnen jeder tüchtige Vertreter einer nicht gerade auf das Gefühbuch eingeschworenen Lebensanschauung nur einen Rat erteilen: Gehen Sie nach Hause, mein lieber Herr Plant, und stecken Sie die Sache auf — denn mit Ihnen werde ich noch zehnmal fertig! — Ja —

Sidney Jones machte eine kleine Pause. Selbstzufriedener Hobn und sah prüfend aus in die leeren spitzen Pupillen seiner Augen. Und während ich mit aufeinandergeübten Zähnen innerlich bebend vor Zorn und doch machtlos diesem Schurken gegenüberstand, der es ja kaum noch für der Werte wert zu halten schien, mir viel zu verborgen, der mich mit seinem Spotte überhäufte und der ich da in überlegener Verachtung vor mir preizte, lenkte er verständig lächelnd wieder ein: Nun — und was den vollensten Fled an Ihrer Hand betrifft, Herr Plant — nicht wahr, da gibt es ja doch tausend



Möglichkeit, auf die man sich ein solches kleines Farbenspielchen an der gleichen Stelle der gleichen Sand zur gleichen Zeit — durch Zufall zuziehen kann. — Sie interessieren sich ja, wie Sie mir da leihbar lagten, auch für diese Wahrscheinlichkeitsrechnungen, die man so hässlich zufallen nennt?

Er grinste, nickte, und ein leres Fladern kam in seinen Blick — wie damals war es, als ich zum ersten Male bei ihm gewesen war.

Wissen Sie denn, mein lieber Herr, wie sich die Zufallschance, wie sich die mathematische Wahrscheinlichkeit in diesem Falle stellen würde — ? Da gibt es eine Stelle bei Peirce — nein, im Calcul des probabilities des Bertrand — ein Siebenmillionstel dürfte die Chance etwa betragen — ein bißchen wenig — nicht? Nein, warten Sie — warten Sie — !

Er hatte ein Blatt Papier an sich gezogen und begann mit einem Male in feberhafter Hast Zahlen und Buchstaben zu Gleichungen zu reihen.

Ich stand auf und beugte mich vor über den Tisch.

Herr Jones, haben Sie den Namen Deben von Belassy schon gehört?

Er schrieb Zahlen an Zahlen und schenkte mich nicht zu hören. Seine Finger zitterten über das Papier hin, und auf seiner hohen Stirne standen die Adern in blauen Strängen. Sein Hin, das bisher mit so furchtbar zerschender Schärfe gearbeitet hatte, schien lahmgelegt, und nur die febernd geordneten Gedanken seiner transthaften Phantasien beherrschten ihn.

Da versuchte ich ein letztes. Ich nahm den Zettel aus der Brieftasche, den ich von ihm erhalten hatte, den Zettel, der jener Schrift des angehenden Herrn von Belassy die Worte trug: — Year has twelve months or four seasons. Ich hielt ihm dieses Blatt vor Augen hin und griff ihn herb an seiner Schulter, daß er aufsehen mußte.

Herr Jones, welcher von Ihren Schülern hat das hier geschrieben — ?

Er sah mich an und fuhr mit seiner hageren Linken vor, als hätte er mir Wichtiges zu verkünden.

Weniger noch — noch weniger! Ein Siebenmillionstel ist zu hoch geschätzt. Und wenn ich Ihre Chance in den Büchern zusammenfasse, dessen Gewinner die Anzahl aller möglichen Fälle, dessen Zähler die Menge aller günstigen Fälle zählt — so wird der Bruch noch kleiner — !

Und hastig schob er meine Hand von seiner Schulter und starrte wieder stier und stierend auf das Blatt vor ihm, auf dem er weiter Zahlen und Buchstaben aneinanderreichte, als wäre das allein noch von Bedeutung und alles andere Tam und Seim um ihn erloschen und verjünet.

Da ging ich so, wie ich damals, als ich zum ersten Male hier gewesen, auch gegangen war. Still — ohne Gruß. Aber ich wußte, während ich die Wohnung und das Haus von Sidney Jones verließ, ganz unumstößlich klar, daß dieser Mann, der jetzt aus neue von seiner Wahndee umgangen wurde, in seinen letzten Stunden ein ganz gefährlicher Verbrecher war. — Und ich schwor mir, noch zitternd vor Zorn über all den Hohn, den ich hatte erdulden müssen, daß ich nicht raten würde und nicht raten, bis es mir gelungen war, den Uebervorsichtigen, Uebergeschlagenen dennoch zu überlisten, ihm das Geheimnis seines lästigen Wandels abzuvingeln!

Richard Plant schwieg.

Er sah minutenlang sinnend, mit vorgebeugtem Kopf, vor sich hin, in die Erinnerung an jene Vorgänge versunken, von denen er erzählte.

Und ich hörte ihn nicht in seinem Sinnem, so sehr auch jede Faser an mir danach drängte, mehr von dem seltsamen, geheimnisvollen Kampf zu hören, der sich da zwischen ihm und jenem Sidney Jones entpinnen hatte.

Erst als von draußen hallend die Schläge der Lurnuhr an die Scheiben schlug — zehn klare Töne, pochend und schwer wie fallende Tropfen — da schüttelte er das Träumen von seiner Stille und aus seinen Augen, richtete sich ein wenig auf und sprach weiter:

Deutlich sehe ich noch die Stunde, da ich damals nach jener Aussprache mit Sidney Jones, in der er mich mit kaum verhaltenem Hohn und Spott anblickte, die Treppe seines

Hauses hinunterstieg und unten durch die Straßen lahmelte. — Ja, taumelte — denn all die mühsame Beherrschung, die ich mir oben in dem fahlen Zimmer dieses Mannes mit Anstrengung von allen Kräften abgerungen hatte, fiel nun von mir, und Scham und Zorn und Mut abermachten mich.

Wie ich dann durch die nächsten Straßen kam, in denen alles Leben des verfluchten Nachmittags brandete, das habe ich auch damals nicht gewußt. Ich habe nur ganz dunkel die Erinnerung behalten, daß ich erst nach dem Graben wollte, dann aber vor dem Menschenstrom, der sich dort wälzte, unwillkürlich stode, umkehrte und zurückging nach der anderen Seite. — Mein sein! Ichrie es in mir. Nachig werden! Zur Klarheit kommen! — Und in diesem Dränge nach Ruhe und nach der Möglichkeit, mich zu sammeln, mag ich dann wohl durch die Augustinerstraße hingegangen sein, denn auf der Albrechtsrampe, die einjam, menschenleer über dem Treiten unten auf dem Platz und in den Straßen lag, fand ich mich wieder. Dort sah ich mit geballten Fäusten und mit zusammengepreßtem Munde auf einer Bank unter einem der alten, brechtigen Kastanienbäume und war erfüllt nur von dem einzigen Dränge, die Schmach, die mir der Mann angetan hatte, vor mir zu wischen, sie durch seine Ueberführung zu löschen.

Daß er schuldig war, furchtbar schuldig, daran zu zweifeln wäre nach seinen eigenen Worten, nach seiner Art, wie er sich, halb um mich zu höhnen, und halb vielleicht aus Eitelkeit, mir preisgegeben hatte, Kartheit gewesen. Der Mann war ein Verbrecher, und er war überdies für das Gericht!

Aber es sollte kein Gericht an ihn heran, ehe nicht ich mich noch einmal mit ihm gemessen hätte, ehe nicht ich ihm den Beweis erbringen konnte, daß er nicht geformt mit mir fertig würde, wie er das prächtig ausgesprochen hatte!

Wehr denn je war nach dem Vorgang des Nachmittags der der Kampf mit Sidney Jones mein Ziel, mein Nicht geworden, und mehr denn je war ich bereit zu diesem Kampfe! Daß ich beim ersten Ansturm unterlegen war, das sollte nur ein neuer Antrieb sein. Ich hatte meinen Gegner unterschätzt, davor wollte ich mich in der Folge hüten. —

Ränge sah ich auf der einamen Bank, und ich wurde ruhiger, je mehr die Dämmerung sich niederseufzte. Die Nerven, die nach all der Ueberanstrengung der letzten Zeit unter dem Ansturm dieser jüngsten Stunden hinaus ihre Dienst hatten verweigern wollen, kräftigten sich aufs neue. Was anfangs mir gewesen war in mir, verlor, ich fand die Klarheit meines Denkens wieder, und all mein Sinnem richtete sich auf ein einziges Ziel: den rechten Weg zu finden, auf dem es mir gelingen konnte, ihn zu überführen.

Daß es mir nicht von heute auf morgen möglich sein konnte, mir Beweise gegen Sidney Jones zu schaffen, die zwingend waren, das war mir ohne weiteres klar. Ich hatte Proben von der Vorsicht und Verschlagenheit des Mannes und wußte, daß er nun, da er mich als Gegner geradezu herausgefordert hatte, doppelt auf der Hut sein würde! Der Mann war sich bewußt, daß ich mit allen Mitteln gegen ihn arbeiten würde, und es war zweifellos, daß er nun auch nach allen seinen Kräften sich bemühen würde, meine Versuche zu schanden zu machen.

Katärrisch durfte ich selbst in dieser nächsten Zeit in keiner Weise direkt an ihn herantreten — am besten war's vielleicht, wenn er glaubte, daß ich den Kampf mit ihm verloren habe. Dann konnten zuverlässige Leute seine Ueberwachung übernehmen, bis es vielleicht gelang, ihn eines Tages doch bei einer Unvorsichtigkeit — einer Zulassung mit seinem Gewissen — einer dunklen Tat — zu überführen.

Unten auf dem Platze und in den Straßen flammten die ersten Lichter auf, als ich mich von der Bank unter dem Kastanienbaum erhob, und die Albrechtsrampe hinunter schritt, um nach dem Polizeigebäude zu gehen.

Aber nun, wie ich wieder durch die Straßen eilte, war seine wirre Erregung wieder in mir. Jetzt arbeiteten Hirn und Nerven wieder in straffer Disziplin und woben Masche an Masche zu dem neuen Netze, in dem ich diesen Sidney Jones fangen wollte. Was Scham und Zorn gewesen war, trieb mich als neue stachelnde Energie vorwärts, damit ich die Scharte ausweiche, die ich erlitten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Freiheit.

Stige von A. Kinsky.

(Nachdruck verboten.)

Draußen tobt der Straßentamp. Die Mauern des Buchhauses hallen wider von den Schüssen, die Deutsche gegen Deutsche feuern. Maschinengewehre tratterten, und von der Ferne her hertie man Kanonendonner. Ein unruhiges Klippen von Jellen zu Jelle erkante. Die Gefangenen verhängten sich auf ihre Art, machten sich aufmerksam auf das Ungehör, das da drängen in der goldenen Freiheit vor sich ging. Von den Aufsehern war nichts zu hören. Kläglich näherten sich die Schiffe und das wilde Rufen und Jagen dem Buchhause. Unten vor dem Tore toste es, man vernahm das Getöse der Handgranaten, das Brechen von Türen, Schiffe knallten im Hause selbst, in den Gängen, auf dem Hofe. Und auf einmal öffneten sich die Jellen, eine nach der anderen, als ging es zur Arbeit oder in die Kirche. Heraus Kameraden in die Freiheit, riefen wilde Stimmen. Männer mit dem Gelehr in der Faust eilten über die langen Korridore. Die Gefangenen traten zögernd aus den Jellen, aber alles war offen, die sonst so fest verschlossenen Riegel klafften weit auf. Ein Aufseher lag mit einer lebenden Steinwurde in seiner Zelle, und es war gerade einer der guten Aufseher, einer, mit dem man ein Wort reden konnte, der menschlich sah.

Und mit einem Mal stand der Aufsätze der Zelle 73 auf der Straße. Rechts und links an ihm vorbei eilten die anderen freigelassenen Gefangenen ins Dunkel. Die Uhr des Buchhauses schlug laut und deutlich die zwölfte Stunde. Eine große Menschenmenge stand vor dem Gebäude und begrüßte die losgelassenen Gefangenen mit Hurraegerüll.

Aber nun wohin? Niemand kümmerte sich um Franz Berger. Was Hause! Tausend Schritte vom Buchhause wohnte ja seine Frau, lebte sein Kind. Aber so nach Hause? Frank blühte an sich herunter. Buchhausuniform. Frühling schlug er die Jacke über der Brust zusammen und schlich sich an den Häusern und Gärten entlang, vorbei an einigen bewaffneten Männern, die schleichbar Diebstahl teilten. Noch immer knallte die Schiffe. Von den Dächern wurde geschossen. Frank sah am Ende der Straße Stahlschirme blicken. Das war Militär. Man fort von hier. Und schon stand er vor seiner Wohnung, die er seit vier Jahren nicht betreten hatte. Vier Jahre sind eine lange Zeit. Er blühte hinaus zu die Jenseitern im ersten Stock. Dort wohnten Weib und Kind. Ein schwacher Lichtschein war zu bemerken. "Marie!" riefte er und riefte "Marie!" Bangsam öffnete sich ein Fenster und keine Frau blühte heraus. "Wer ist?" kam die ängstliche Frage von oben. "Ich, Franz, kmaße auf!" Das Fenster wurde geöffnet. "Du bist?"

Kein Licht blickte die braunen Augen seines Weibes auf den Gefangenen. Und droben lag sein Kind im Bettchen. Ein süßer Frieden lag über dem blassen Gesicht. Eine wohlthuende Wärme herrschte in dem ärmlichen Raum, ein Brot lag auf dem Tische. "Sie haben mich herausgelassen," sagte Frank zu seinem Weibe, das ängstlich um ihren Mann herumhantierte. Frank schmit sich Brot ab und aß und trank. "Und die zwei Jahre braucht du nicht mehr abzumachen?" fragte sein Weib. Frank horchte hinaus auf die Straße. Das Schließen hatte nachgelassen. Vom Gefängnis her flohen die bewaffneten Männer durch die Straße. Die Stahlschirme schienen dort die Oberhand gewonnen zu haben. Frank mußte nicht, was er seiner Frau auf ihre Frage antwortete. Keine. Frei? Es würde gewiß nicht lange dauern, dann hatten sie ihn wieder. Fischen? Wohin? "Ich meine alten Kleider an," rief sein Weib. "Hier ist etwas Geld." Frank schüttelte den Kopf. "Sie kriegen mich doch," meinte er. "Nur diese Nacht lag mich ruhig hier bei die schlafen." Wer die Weiden fanden keine Ruhe in dieser Nacht. Der regelmäßige Schritt der militärischen Wagen schall durch die Stadt. Frank stand auf und öffnete durchs Fenster. Da brachten sie zwei Gefangene zurück.

Und als der Morgen kam, wußte es das ganze Haus, daß Franz Berger zurückgekommen sei. Da kanden die alten Weiber an der Treppe und wisperten. Die Kinder guckten ängstlich durch die Türzinnen. Franz ist da, der den Wäckergefallen erschlagen hat, den er bei seiner Frau entpuppte!

Frank war noch immer in seiner Wohnung. Er schaukelte seinen Jungen auf den Armen. Die Frau hatte Wurst und Bier geholt. Da klopfte es draußen. Frank sprang auf. Die Tür öffnete sich und ein altes Weib schlich herein. Die bösen grauen Augen blickten auf Franz hängen, öffneten sich erkaunt und der jahnelnde Mund scherte die Worte:

"Na, Frau Berger, nun ist ja Ihr Mann wieder da. Ja was wird denn da Frig sagen!"

Und die Frau wurde blüht und wieder blaß. Der Besuch entfernte sich. Franz zog die Augenbrauen zusammen, der Bißten mit dem fetten Fleisch würgte ihm im Munde. Schäl schmiedete das Bier, der lang entbehrt Genuß. Frig Er wußte alles. Das war sein Schulfamerad gewesen, von dem man ihm schon im Gefängnis erzählt hatte, daß er nunmehr seine Frau trübe über den Verlust ihres Mannes und ihres todesgelagerten Weibes.

Wie leicht sie ihm den Abschied von der kurzen Spanne Freiheit magten! Er blühte sein Weib an. Sie war noch so voll und häßlich wie vor vier Jahren. Er blühte in dem Spiegel: Ein altes, hartkoppliges Gesicht mit harten Falten um Mund und Nase. Häßlich!

Und Franz stand langsam auf, küßte seinen Jungen, schritt an seiner Frau vorbei und stand bald darauf auf der Straße. Diese zeigte wieder das gewöhnliche Bild. Sie sah aus, als wenn niemals ein Schuß in ihr gefallen sei. Spaziergänger eilten dem Schauplatz der gestrigen Kämpfe zu, der Willkührigen dimmelte langsam vorbei, und durch die Hauptstraßen fuhren Automobile und Glettsche Straßenbahnen. Franz schritt langsam auf das Buchhaus zu. Vor dem Buchhause angekommen ging er ruhig an den vor dem Tore aufgestellten Posten vorbei, in das Gans hinein. Bald stand er vor dem Direktor.

„A Berger, das ist verständig von Ihnen, daß Sie allein wiedergekommen sind, eben wollten wir Sie holen.“

Am nächsten Tage war die Raue in die Stadt zurückgekehrt. Es war Sonntag. Die Fenster piffen in den Gefängnissen. Sie begrüßten den Frühling, dessen erste warme Tage Alt und Jung bezeiten ins Freie lodten. Franz Berger erachte nach ruhigem Schlaf. Die Sonne schien durch das vergitterte Fenster in die Zelle. Er stieg auf seinen Stuhl, öffnete das Fenster und blühte vorläufig hinaus. Das war verboten, aber er konnte der Verlockung nicht widerstehen, einen Blick auf die Straße zu werfen, auf die man über die Gefängnismauer hinweg sehen konnte. Fröhliche Menschen eilten hinaus in die erwaschene Natur. Wandolmenpflü erlang und lautes Lachen. Und dem in dem kam seine Frau mit seinem ehemaligen Arbeitstollegen Frig geschritten. Sein Junge war mit dabei. Er hatte den fremden Mann an der Hand gefaßt, und so schritten sie dahin am Buchhaus vorbei wie ein Weibspaar, dem Frühling entgegen. Chumäßig blühte Franz Berger die Faust. Entgegen flogen die Blicke der Weiben von einem der kleinen Fensterchen zum anderen, aber sie sahen nicht die geballte Faust und hörten nicht den Fluch des Nachtschloß hinter den eisernen Gittern.

Das Holiday-Tagebuch.

Mit Anfang August beginnen in England die allgemeinen Schullerferien, kommen die Knaben von den verschiedenen Erziehungsanstalten nach Hause und verabschieden sich die Mädchen von ihren Pensionaten, um nun im Kreise der Familien ein paar ungebundene Ferienwochen zu verbringen. George William und John können nun sorglos im Aufgelande herumstreifen, keine lateinische Redebücher und kein mathematisches Zeugnis führen ihren Gemütszustand. Math, Wand und Ethik laden e nanze; so fröhlichen Mädchen sind ein, unter Aufsicht einer Gouvernante werden kleine Bonussausflüge unternommen und vor allem anhaltend Tennis gespielt und Cvidet. Es sind wahrhaft glühende Tage.

Aber irgendeine Sorge, schreibt eine Dame im „Sunday Magazine“, belastet democh das Gemüt der hanwuchsenden Jugend, läßt sie abends oft tief aufschauen, verdrübt ihnen manchen Nachmittag und bewirkt, daß sie namentlich wenn die Ferien zu Ende gehen, mit unruhigem Gewissen und nicht ohne Unbehagen dem Schulgebäude entgegengehen. Die Ursache dieser fieslichen Bedrücktheit ist das Holiday-Tagebuch. Seine Führung pflegen den Kindern immer am Ende des Institutsjahres von dem Pächterin aufgetragen zu werden. Manchen Kindern bietet es nun freilich keine besondere Schwierigkeit, täglich mit ein paar grammatikalisch mehr oder minder gelungenen Sätzen ihre Erlebnisse zu registrieren, etwa eine Waldpartie, eine Bootfahrt oder ein Geburtstagessen zu beschreiben, anderen hingegen bereite die Aufgabe ästhetische Mühe; bitteren Blickes lägen sie vor dem Schreibbette, taufen mühsam an ihrem Federstiele und einige Male, eifeln vernünftige Tränenbänder